

Der ehrenrührige Stationsvorsteher

Beklemmend aktuell:
Endlich erscheint
Juri Buidas grandioser
Kurzroman
„Nulluhrzug“
auf Deutsch.

Die russische Literatur und die Eisenbahn sind eine unverbrüchliche Einheit. Das großartigste aller Abteilgespräche findet sich am Auftakt von Dostojewskis „Idiot“, der eindrücklichste Schienentod am Ende von Tolstois „Anna Karenina“, die skurrilste Eisenbahnfahrt in der Handlung von Wenedikt Jerofejew „Reise nach Petuschki“ und die typischste aller Zugpersonalgeschichten in Puschkins „Erzählungen des verstorbenen Ivan Petrovič Belkin“ – diese sogar ante festum, denn als Puschkin sie 1830 schrieb, kannte er noch gar keine Eisenbahn, weshalb die Episode auf Deutsch meist als „Der Postmeister“ betitelt ist, aber es geht um einen Stationsvorsteher (wenn auch einer Pferdekutschlinie), und alles passt genau auf das, was dann mit dem Eisenbahnpersonal kommen würde, vom ersten Satz an: „Wer hätte noch nie die Stationsaufseher verflucht, wer hätte sich noch nie mit ihnen herumgestritten?“ Noch bevor in Russland die erste Eisenbahn fuhr, gab es also gewissermaßen schon die erste große russische Eisenbahngeschichte.



Juri Buida: „Nulluhrzug“. Roman. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Mit einem Nachwort von Julia Franck. Aufbau Verlag, Berlin 2020. 142 S., geb., 18,- €.

Die bislang letzte ist 1993 erschienen, in der renommierten Moskauer Literaturzeitschrift „Oktober“. Ihr Titel lautete im Original „Don Domino“, auf Deutsch heißt sie jetzt „Nulluhrzug“, in Analogie zur englischen Übersetzung von 2001. Warum hat es so lange gedauert, bis dieses Meisterwerk seinen Weg zu uns gefunden hat? Und weshalb kann man den Kurzroman (130 Seiten) in die erwähnte literarische Ahnenreihe stellen?

Er war das Prosadebüt des 1954 geborenen Juri Buida, der als Journalist in Kaliningrad gearbeitet hatte und erst 1991 nach Moskau gezogen war. Seitdem hat er zahlreiche Bücher geschrieben, aber kein einziges davon wurde ins Deutsche übersetzt. In den neunziger Jahren war das Interesse an neuer russischer Literatur hierzulande nicht groß;

es wurde erst einmal nachgeholt, was in der Sowjetunion klandestin oder gar nicht publiziert werden konnte. So fiel das, was in den Umbruchjahren bis zum Machtantritt Putins im Jahr 2000 publiziert wurde, mit wenigen Ausnahmen durchs Raster, und Buidas „Don Domino“ hatte zudem den Nachteil, in einem unbestimmten Zeitrahmen der gerade untergegangenen Sowjetzeit angesiedelt zu sein. Angesichts des seinerzeit postulierten „Endes der Geschichte“ schien auch die Zeit für Allegorien wie „Don Domino“ am Ende. Julia Franck hat aber in ihrem Nachwort zur jetzigen Erstübersetzung recht mit der Feststellung, Buida habe „seinen Roman geradezu systemisch als Parabel geschrieben“, was ihn auf andere diktatorische Systeme übertragbar mache. Heute ist der Text deshalb wieder von beklemmender Aktualität.

Und besser spät als nie. Denn wie könnte man als Leser auf Figuren wie den Lokomotivführer Iwan Ardabjew oder Esther Landau, die Frau des jüdischen Stationsvorstehers, verzichten, die sich nach der Lektüre in die Erinnerung eingebrannt haben werden? Schauplatz der Handlung ist die neunte Ausweichstation an einer sibirischen Eisenbahnstrecke, auf der einmal täglich, um null Uhr, ein verplombter Zug durchfährt. Keiner weiß, was er transportiert, doch alles spricht für Gefangene in den Gulag. Einmal an die Station abgeordnet, verlassen Iwan und Esther und die meisten anderen Protagonisten des Figurenensembles aus Buidas Roman sie niemals wieder, während der Nulluhrzug zuverlässig durchrast. Diejenigen, die ihm zu folgen versuchen, verlieren das Leben oder zumindest den Verstand. So wird auch Iwan schließlich noch Stationsvorsteher.

Der Mikrokosmos in einer vergessenen Ecke des Sowjetimperiums wird von Buida meisterhaft inszeniert, und der Zug als alleiniger Daseinszweck der dortigen Gesellschaft hat absurde Qualitäten: „So wie du gerade von der Linie gesprochen hast, so haben die Menschen Tausende Jahre von Gott gesprochen“, sagt Esther zu Iwan, und in der Tat hat Buidas Roman einiges mit Becketts „Warten auf Godot“ gemein. Auch er besitzt neben existentieller Wucht überschäumende Spottlust und Drastik, hier etwa im Sexuellen.

Aber man kommt nicht umhin, auf ein anderes, das größte Erbeitel zu verweisen, das im Originaltitel sofort erkennbar ist, von Julia Francks Nachwort aber verblüffenderweise gar nicht thematisiert wird: „Don Quijote“. Iwan, den man wegen seiner Spieltheatergemeinschaft Don Domino nennt, wird einmal von Esther sogar als „Hidalgo“ angerufen, mit dem Titel also, den der spanische Romanheld führt. Iwan ist ein Ritter von der traurigen Geistesgestalt. Eine ganz große Figur der Literatur. Und das nicht nur im Kontext der schon überreichen russischen Eisenbahnerzählungen. ANDREAS PLATTHAUS



Auch Kali kommt bei Benjamin Labatut zu Ehren: als Splatter-Queen.
Foto AGK

Du und das Atom

Der chilenische Schriftsteller Benjamin Labatut imaginiert die Geschichte der modernen Naturwissenschaft als große Schmerzengeschichte

Die Grenze zwischen *fiction* und *non-fiction* ist heute durchlässiger als früher, doch bei Licht betrachtet ist das nichts Neues: Peter Schneiders Vivaldi-Biographie zum Beispiel ist kein Roman, sein Buch „Die Lieben meiner Mutter“ aber sehr wohl, obwohl beide Texte sich nur thematisch, nicht aber stilistisch unterscheiden. Trotzdem ist es ein Rätsel, warum der Suhrkamp Verlag das soeben auf Deutsch erschienene Buch „Das blinde Licht“ des Chilenen Benjamin Labatut als Roman apostrophiert – der Untertitel „Irrfahrten der Wissenschaft“ trifft den Sachverhalt genauer. Die Lektüre erinnert mich an dickleibige Wälzer mit Titeln wie „Du und die Natur“, „Du und die Physik“, die ich als Jugendlicher begeistert verschlang, obwohl oder weil ich von den Ausführungen über Atomphysik und

Quantentheorie nur die Hälfte verstand und das Gelesene sofort wieder vergaß.

So auch hier: Der Autor nimmt sich nichts Geringeres vor, als die Grundlagen moderner Physik und Chemie, von der Relativitätstheorie bis zum Bau der Atombombe, nicht zu erklären, sondern zu erzählen. Das gelingt ihm so gut, dass man das Buch mit Bedauern aus der Hand legt, weil es spannender ist als jeder Tatort-Krimi. Also doch ein Roman? Ja, aber ohne das, was seit Robinson Crusoe und Madame Bovary Generationen von Lesern fasziniert: eine Hauptfigur, mit deren tragischem Schicksal man sich identifiziert.

Stattdessen kommen in Labatuts Buch die wissenschaftlichen Koryphäen gleich dutzendweise zu Wort, und um den Überblick zu behalten, hat der Autor sie zu Paaren gebündelt wie einst die Parallel-

biographien von Plutarch: Einstein und Max Planck, Heisenberg und Schrödinger, Robert Oppenheimer und Niels Bohr. Die wirklichen Helden des Buchs aber sind Atome – nein, subatomare Teilchen oder Wellen, die sich mit Lichtgeschwindigkeit bewegen, zugleich aber stillstehen und, wenn sie die Umlaufbahn wechseln, Blitze aussenden. Das versteht, wer will!

Labatuts Buch beginnt mit einem Einstieg, der die Leser, ob sie wollen oder nicht, wie ein *cliffhanger* zum Weiterlesen zwingt: „Bei einer Untersuchung Monate vor Beginn der Nürnberger Prozesse fiel den Ärzten auf, dass Hermann Görings Finger- und Fußnägel knallrot gefärbt waren.“ Nicht etwa durch Nagellack, den Göring auftrag, wenn er sich in Karinhall als Nero kostümierte, sondern

durch Überdosen von Schmerzmitteln, die er konsumiert hatte, um dem Stress des Krieges gewachsen zu sein. Um vor dem Nürnberger Tribunal auszusagen, musste Göring erst von dieser Sucht geheilt und entgiftet werden. Von hier war es nur ein kleiner Schritt zur Zyanalkapsel, die er aufbiss, als er erfährt, dass er nicht, wie gewünscht, erschossen, sondern gehängt werden sollte.

Es ist bewundernswert, wie der Erzähler Labatut den Bogen schlägt vom zyanidhaltigen Preußischblau über die Wandfarbe Pariser Grün, deren Arsenausdünstung Schillers und Napoleons Gesundheit zerrüttete, zu Giftgasattaken im Ersten Weltkrieg und zur Massenvernichtung der Juden durch Zyklon B. Aber in dem rasanten Tempo, mit dem Labatut die Geschichte durchzieht und jedes Mal elegant die Kurve kriegt, liegt eine Gefahr, die im Verlauf der Lektüre deutlich hervortritt. Hier zwei Stichproben: „In den letzten Lebenswochen des Kaisers zerstörte die Krankheit seinen Körper. Seine Haut nahm einen grauen, leichenfahlen Ton an, seine Augen verloren allen Glanz, die Armmuskulatur schwand, in seinem spärlichen Bart klebten Reste von Erbrochenem.“ Und: „Die Krankheit begann mit zwei Blasen am Mundwinkel. Nach einem Monat bedeckten sie seine Hände, die Füße, die Lippen, den Hals und die Genitalien. Nach zwei Monaten war er tot.“

Das erste Mal ist von Napoleon die Rede, der auf St. Helena dahinsiecht, das zweite Mal von Karl Schwarzschild, dem Entdecker der nach ihm benannten Unschärferrelation, die Albert Einstein faszinierte, sowie der Schwarzen Löcher im All, wo Raum und Zeit implodieren. Schon hier zeigt sich, welchen Preis der Autor bezahlt, um die Fortschritte der modernen Physik verständlich und sinnlich nachvollziehbar zu machen. Gemeint ist eine fatale Tendenz, die Protagonisten des Buchs zu Schmerzmännern zu stilisieren, die wie Säulenheilige in der Wüste von Teufeln gequält und von Dämonen gepiesackt werden, um durch Nacht zum Licht, sprich: zur Erkenntnis der Wahrheit, zu gelangen.

Der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Arbeit und mystischer Schau wird so zur *quantité négligeable*, ähnlich wie der zwischen dem Physiker Niels Bohr und dem Künstler van Gogh. Es gibt süßen und sauren Kitsch, und um die Selbstaufopferung der Forscher glaubhaft zu machen, zieht Labatut alle Register seiner Erzählkunst und schreie vor keiner noch so absurden Übertreibung zurück: „Eine Kette aus Menschenköpfen um den Hals, schwang Kali mit ihren zahlreichen Armen Schwerter, Äxte und Messer und bespritzte ihn mit Blutstropfen, und dabei rieb sie ihm das Geschlecht, bis er es vor Erregung nicht mehr aushielt, und in dem Moment enthaupete sie ihn und verzehrte seine Genitalien.“ Kein Splatter-Roman, sondern ein Versuch, zu veranschaulichen, dass und wie die Quantenmechanik unsere Vorstellungen von Raum und Zeit, Leben und Tod durcheinanderwirbelt. Trotz aller Einwände aber ist das von Thomas Brovot vorzüglich übersetzte Buch ein großer Wurf und macht neugierig auf das, was dieses *enfant terrible* der chilenischen Literatur geschrieben hat und in Zukunft noch schreiben wird. HANS CHRISTOPH BUCH



Benjamin Labatut: „Das blinde Licht“. Irrfahrten der Wissenschaft. Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020. 192 S., geb., 22,- €.

Schmerz ist eine Schlange

Peter Zantinghs Roman „Nach Mattias“

Mattias ist weg, von einem auf den anderen Tag. Was bleibt, sind die Trauer und ein Fahrrad, das eine Woche danach geliefert wird. Wie ist es, wenn jemand plötzlich verschwindet? Wie verändert sich die Trauer? Und wie ist das passiert? Peter Zantingh lässt in seinem Roman „Nach Mattias“ acht Menschen erzählen. Manche waren Mattias nah wie seine Freundin Amber oder seine Mutter, andere kannten ihn nur flüchtig.

Wer war Mattias? Diese Frage steht vermeintlich im Vordergrund. Amber sagt: „Mit Mattias war es, als könnten Tage und Stunden ausgedehnt werden, so dass immer noch etwas anderes hineinpasste.“ Zantingh webt die Informationen über Mattias so unmerklich und geschickt ein, dass sie manchmal in den Erzählungen der acht Protagonisten unterzugehen scheinen. Mattias liebte Musik, hatte genau im Kopf, wann in einem Lied seine Lieblingsstelle kam, spielte „Football Manager“, konnte aber auch zynisch sein, schenkte seinem Gegenüber die volle Aufmerksamkeit. Beiläufig werden von den Protagonisten auch essentielle Lebensfragen gestellt: Wie wichtig sind Freunde? Was zählt im Leben? Was bedeuten Familie und Einsamkeit? Die Unklarheit darüber, was dem Roman wichtig ist, lässt den Leser niemals gedanklich rasten.

Dass Mattias tot ist, wird in dem Roman niemals klar gesagt, immer heißt es nur „nach Mattias“. Der Schmerz über den Verlust „lehnt dunkel und geduldig an der Wand, streckt sich in voller Länge über den Asphalt aus oder zeichnet hinter dem Rücken eine Silhouette einer graziös drohenden Schlange auf den zu lange nicht gemähten Rasen“, heißt es im einmal aus der Perspektive von Amber. Solche Umschreibungen verwundern, weil die Sprache dieses Buches sonst so kurz ist, so präzise und elliptisch – stilistisch wie inhaltlich.

Dagegen macht die Figurenzeichnung den Roman lesenswert, nicht nur die der Protagonisten, die Mattias nahestanden, sondern vor allem jener Personen, die ihn nur entfernt kannten. Gerade durch sie setzen sich nach und nach die Teile der Geschichte zusammen. Und dabei geht es längst nicht mehr nur um Trauer. Am Beispiel des blinden Chris, dessen Alltag geschildert wird, lässt sich fragen: Wie gestaltet sich unter diesen Umständen ein normales Familienleben? Wie ist es, wenn die Tochter langsam begreift, dass der Vater gar nichts sieht, dass sie am Strand Dinge sammelt, eine Sandburg baut, dass er das nur erfühlen kann? Zantingh lässt seine Leser in verschiedene Geschichten gleichzeitig blicken, doch sie müssen dabei immer wachsam bleiben, um nicht den nächsten Hinweis darauf zu verpassen, was mit Mattias passiert ist.

Denn da ist auch Nathan, ein Alkoholiker, der ein Strandhaus vermietet. Was hat er mit Mattias zu tun? Oder Issam, der den Verschwundenen nur aus der virtuellen „Football Manager“-Welt kennt, sich mit ihm jedoch verbunden fühlt, seitdem sein Computer aus einem Hotelzimmer gestohlen wurde und die mühselig aufgebaute Fußballmannschaft auf einmal weg war. Per Internet standen die beiden in Kontakt. Es ist ein in jeder Hinsicht von Zantingh perfekt gewebtes Netz, in dem der Roman agiert. STEFANIE SIPPPEL



Peter Zantingh: „Nach Mattias“. Roman. Aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers. Diogenes Verlag, Zürich 2020. 240 S., geb., 22,- €.

Wir leben alle wie die Toten

Nach mehr als hundert Jahren erscheint der Roman „Saint Matorel“ von Max Jacob erstmals auf Deutsch

Wie Weltanschauungen empfindsame Geister in heilloser Turbulenzen stürzen können, dafür ist der französische Dichter und Maler Max Jacob ein herausragendes Beispiel. Zur Welt gekommen 1876 in der bretonischen Stadt Quimper, erlebte er die aufgeregten Zeiten der Jahre um 1900 und die Zwanziger in Paris, wohin es ihn 1894 gezogen hatte – zum Jurastudium, das er allerdings schnell aufgab. Die Welt der Künstler und der Aufbruch in die Moderne zogen ihn an. Alle waren jung, alle waren bettelarm, alle steckten voller kühner Ideen und genossen überschwänglich ihr Leben. Jacob lernte Picasso kennen, sie wohnten eine Zeitlang in einem gemeinsamen Zimmer, später folgte Jacob dem Maler auf den Montmartre, wo das Atelierhaus „Bateau-Lavoir“ der Treffpunkt der Künstlerbohème war.

Picasso forderte Jacob auf, er möge schreiben, und der tat es: zunächst Gedichte, und 1911 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Saint Matorel“, herausgegeben von der Galerie Kahnweiler und ausgestattet mit vier kubistischen Radierungen von Picasso. Kurz zuvor hatte Jacob ein einschneidendes Erlebnis: Am 22. September 1909 von der Bibliothèque Nationale kommandiert, hatte er in seinem bescheidenen Hinterhofzimmer eine Christuskönigin, die sein Leben umstülpte. Der gebürtige Jude wollte, im wahrsten Sinne auf Teufel komm raus, Katholik werden. Das war eine Konversion, die durchaus im Geist der Zeit lag: Paul Claudel, Léon Bloy, Joris-Karl Huysmans und viele andere mehr suchten ihr Heil im Katholizismus. Für Max Jacob war es ein steiniger und langer Weg bis hin zum Mönchs-

dasein in einem Kloster, das der Schriftsteller aber bereits in seinem ersten Roman als Fiktion vorwegnahm.

Victor Matorel ist Arbeiter bei der Metro und in einem Kaufhaus tätig, seinen Freund Émile Cordier will er mitführen auf den Weg zur Bekehrung. Aber nichts läuft in diesem Roman geradlinig, zu Beginn ist Matorel bereits tot, dann ist er eingekerkert in einem Kloster bei Barcelona, dann reitet er mit einem geflügelten Pferd in den achten Himmel, den Freund hinter sich sitzend, und dann ist er plötzlich wieder auf der Erde, seinem Freund zurendend: „Die Wahrheit! Die Wahrheit! Émile! Mein Freund Émile! Wir leben alle wie die Toten. Wir sind lebende Tote.“

Matorel stürmt durch alle Welten, durch alle Mythologien, die griechische, römische, jüdische, durch die Planeten des Sonnensystems; als Leser hat man alle Mühe, Orientierung zu finden. Die Kabbalah, das Alte Testament, das ägyptische Totenbuch – Victor Matorel sucht überall Inspiration. In burlesken und komischen Szenen entwirft er apokalyptische Halluzinationen und stolpert wie ein heiliger Narr über theosophische Fallstricke. Er disputiert mit Engeln und Dämonen, fordert den Teufel heraus und zerpfückt die Zeit in immer wildere Episoden.

Der Poet Jacob tänzelt zwischen Symbolismus und Surrealismus. Das Pariser Künstlerleben war ihm vertraut, er strebte nach Anerkennung und Zustimmung, aber er gehörte nicht zu ersten Reihe, auch wenn er mit allen Zelebritäten befreundet war und ein geselliges Leben führte, wenn er nicht gerade im Kloster weilte. Seine Romanfigur Victor Matorel

wirkt wie ein Irrlicht auf dem Weg des Poesen. Immer wieder ist Matorel im Roman tot, und es geht darum, seine Nachlassnotizen zu sammeln. Der Leser wird aufgefordert: „Bemerken Sie anhand der Notizen, die Sie lesen werden, wie der religiöse Gedanke, das, was wir die ‚mystische Psychose‘ nennen, in diesem kranken Hirn mit dem Gedanken ‚Gewissensbisse‘ verbunden ist. Achten Sie darauf, wie der Gedanke ‚Krankenhaus, Kloster, Gefängnis, Gewissensbisse, Paul Verlaine‘ sich leicht bei diesem Unglücklichen vermischen und verwirren lässt, zweifellos Enkel von Tuberkulosekranken und Syphilitikern. Was immer mit dem künstlerischen Rang dieses Werks geschehen mag, so sind wir doch sicher, ein dem Gelehrten nützlichem Monument errichtet zu haben, das für die Geschichte der Bestie Mensch unerlässliche Dokumente zusammenfasst.“

„Gewissensbisse“ sind für Jacob ein zentraler Begriff. Das peinliche Gefühl, nicht ernsthaft genug dem Glauben gedient zu haben, quält seine Figur Matorel ebenso wie den leibhaftigen Jacob, dessen Leben von reumütigen Bußübungen geprägt ist, weil er immer wieder in bohemehafte Ausschweifungen verfällt und nicht Gottesfürchtig ist. Es bleibt ein Rätsel, ob der ex-

zentrische Poet – wie auch die Romanfigur – ein Heiliger oder ein Narr war. André Breton hielt Jacob für einen genialen Scharlatan, andere Zeitgenossen wie Picasso oder Apollinaire schätzten ihn als führenden Dichter der Moderne. Seine deutsche Übersetzerin Una Pfau, die sich seit Jahrzehnten mit dem Werk des Dichters und dem Kubismus beschäftigt und nun die sprachlichen Kühnheiten und gedanklichen Saltos des Buchs bravourös ins Deutsche übertrug, hat, zählt den Roman „Saint Matorel“ zu den wichtigsten Texten der frühen französischen Moderne.

Das Schicksal Max Jacobs ist gezeichnet von all den Wunden, die das zwanzigste Jahrhundert hinterlassen hat. Von Mitte der dreißiger Jahre an zog sich der Dichter wieder aus Paris zurück in eine klösterliche Umgebung in der Nähe von Orléans. Unter nationalsozialistischer Besatzung war Jacobs Leben bedroht, obwohl er doch mit so glühendem Eifer Katholik sein wollte. Freunde wollten ihn in den freien Teil Frankreichs holen, aber Jacob lehnte ab, denn seine Geschwister lebten noch in der Bretagne, und er glaubte, ihnen helfen zu können. Ein fataler Irrtum. Am 24. Februar 1944 in der Früh wurde er von der Gestapo abgeholt und ins Konzentrationslager Drancy nördlich von Paris gebracht. Jean Cocteau setzte sich sofort für ihn ein, verfasste eine Bittschrift an die deutsche Botschaft, die an den Botschaftsrat Van Bose geriet, der erstaunlicherweise Werke des Dichters kannte und sich für ihn einsetzte. Am 6. März erwirkte Van Bose seine Freilassung, doch Max Jacob war bereits einen Tag früher, am 5. März 1944, im Lager an einer Lungenentzündung gestorben. LERKE VON SAALFELD



Max Jacob: „Saint Matorel“. Roman. Mit vier Radierungen von Pablo Picasso. Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Una Pfau. Osburg Verlag, Hamburg 2020. 157 S., geb., 20,- €.